

seien in Folge des Zweiten Weltkriegs bis 1945 auf 41,9 % angestiegen. Zwar habe das Kriegsende sie bis 1948 wieder auf 11,6 % absinken lassen, doch bis 1960 seien sie wieder auf 17,8 % und im folgenden Jahrzehnt auf 19,3 % angewachsen. Zwar hätten Staaten auch in die Infrastruktur investiert, ein »beträchtlicher Teil der wachsenden Staatsausgaben entfiel jedoch auf Formen des kollektiven Konsums, die Bomber und Atom-U-Boote ebenso umfassen wie das Gesundheits- und Grundschulwesen«. Zudem hätten Staaten »zunehmend Mittel für Arbeitslose, Rentner und andere Empfänger von Sozialleistungen« zur Verfügung gestellt.

Vor allem die letzteren drei bekommen die Folgen staatlicher Sparprogramme nicht nur in Griechenland unmittelbar und schmerzhaft zu spüren, denn Neoliberalismus muss man sich, wie schon Blyth zeigte, auch leisten können. Und überhaupt ist es nicht nur den Banken, sondern auch der Industrie und dem Dienstleistungssektor in den letzten Jahren gelungen, etwa durch Zeitarbeit, soziale Lasten und Risiken auf den Staat abzuwälzen, so dass Gewinne stark gestiegen, Löhne und Sozial-

abgaben hingegen relativ gesunken sind. Mit dem Einfluss und den Vermögen derer an der Spitze sinken durch die Politik der Sparsamkeit auch die Aussichten derer am unteren Ende der Einkommensverteilung auf eine adäquate Partizipation am Wachstum, so Blyth.

Wäre es da nicht sinnvoller, nicht nur im Falle Griechenland, statt auf Austeritätspolitik oder einen Schuldenschnitt auf einen sozialen Ausgleich zu setzen, auf einen Lastenausgleich, wie er in den frühen Jahren der Bundesrepublik angesichts von Millionen Ausgebombter und Vertriebenen als Abgabe auf Vermögen, vor allem auf Immobilienbesitz praktiziert wurde?

Mark Blyth: Wie Europa sich kaputtspart. J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 2014, 352 S., 26,00 € – Florian Schui: Austerität. Politik der Sparsamkeit: Die kurze Geschichte eines großen Fehlers. Blessing, München 2014, 256 S., 19,99 € – Ingo Stützle: Austerität als politisches Projekt. Von der monetären Integration Europas zur Eurokrise. Westfälisches Dampfboot, Münster 2014, 399 S., 36,90 € – Adam Tooze: Sintflut: Die Neuordnung der Welt 1916-1931. Siedler, München 2015, 720 S., 34,99 €.



Ulrich Baron

ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

ulrich.baron@t-online.de

Beate Tröger

Notizen zum Stand der deutschen Gegenwartsliteratur (II)

Der Artikel über die deutschsprachige Gegenwartsliteratur, der in der Ausgabe 9/2014 der NG/FH erschien, befasste sich vornehmlich mit Autoren und Autorinnen der Generation der 30- bis 40-Jährigen. Die Lyrikerinnen und Lyriker, die in den 50er und 60er Jahren geboren wurden,

fanden darin keine Erwähnung. Zwar wäre es vermessen zu behaupten, man könne in dieser den jungen Autoren und Autorinnen vorausgehenden Generation so etwas wie einen gemeinsamen Nenner ausmachen. Doch ist ein Blick auf einige von ihnen schon insofern angebracht, als im Oktober

2014 mit Lutz Seiler ein Autor, der insbesondere als Lyriker in Erscheinung getreten ist, den Deutschen Buchpreis für seinen Roman *Kruso* erhielt, einen Roman, in dem die Lyrik eine gewichtige und die Handlung befördernde Rolle spielt. Der Satz »Poesie war Widerstand«, der in Seilers Roman für eine seltsame Gegenwelt in einer Pension auf Hiddensee namens »Klausner« steht, ist in den Rezensionen zum Bonmot geworden und Seiler hat in Interviews, etwa in der Rheinischen Post vom 10. November 2014, oft gesagt: »Die Gedichte haben mich immer wieder eingefangen, weil sie mir als die spannendere Gattung erschienen.«

Der Blick auf einige Lyriker und Lyrikerinnen der mittleren Generation soll hier unter dem Fokus der Geschichtserfahrung vorgenommen werden. Mit *Kruso* hat Lutz Seiler, wenngleich es ihm vor allem darum gegangen ist, einen Inselroman über eine Männerfreundschaft zu schreiben, die Vergangenheit literarisch reanimiert. Für die Nachgeborenen, die die deutsch-deutsche Teilung nicht mehr erlebt haben, aktualisiert nicht nur dieser Roman, sondern auch Seilers lyrisches Œuvre, das, wenngleich nicht mit dem Etikett »DDR-Literatur« kategorisierbare, spezifische Phänomene des Lebens in Ostdeutschland: »wanzen« etwa, das Gedicht aus Lutz Seilers im Jahr 2000 bei Suhrkamp erschienenen Band *pech & blende*, liest sich teilweise wie ein mögliches poetisches Substrat der Erfahrungen während seiner Zeit im Wehrdienst bei der NVA (s. Seite 99).

Die Wanzen, die hier gemeint sind, stellen nicht nur den Bezug zu dem Kinderlied »Auf der Mauer, auf der Lauer sitzt 'ne kleine Wanze« her. Man kann davon ausgehen, dass hier Wanzen zur Überwachung mitgemeint sind, die aufzeichnen, was geredet wird, die der totalen Überwachung dienen, nicht unbedingt nur im Kontext der DDR.

Die Gedichte der Generation der heute 50- bis 60-Jährigen zeichnen sich durch ihren höchst gespannten Sinn für Zeitläufe

und gesellschaftliche Großwetterlagen aus, ohne sich noch auf festgefügte Gesellschaftsmodelle berufen zu können. Zuviel hat sich geändert, die Zeiten, in denen die Welt überschaubar schien, in denen sich das Ich als kohärentes erfahren konnte, sind vorbei, nicht zuletzt wegen der fortschreitenden Digitalisierung.

In »Just now, 99 am Ende« aus dem Band *Frühjahrskollektionen* (2002) des 1956 geborenen, heute vornehmlich in Darmstadt lebenden und dort auch stark mit der Förderung von Nachwuchslyrikern und -lyrikerinnen befassten Kurt Drawert heißt es: »Die elektronischen Tage verbrennen jetzt besser, / was früher einmal Geschichte genannt war / und am Ende herumlag als gefrorener Auswurf / von Hunden. Vorbei die Entsorgungsprobleme, // die Entlassungszwänge, die Überstunden / der Müllabfuhr. Jetzt wird das alles ganz anders / geregelt, indem gar nicht mehr vorkommt, was Schmutz macht. Ein Klick zum nächsten // Internet-Nachbarn, dann ein paar Links Richtung Körper, und alles bleibt sauber (...).«

Der Blick auf die Geschichte wird hier zu einer befremdlichen Suche nach Greifbarem: »Allerdings, / nicht die Leere ist das Verhängnis, sondern / daß die Dinge kein Ereignis mehr sind, / ein Spaß ohne Ende, aber nirgendwo Glück (...).« Zeitspezifische Entwicklungen und Tendenzen werden in Drawerts poetischem Sprechen immer wieder thematisch, wenngleich sich aus vielen seiner Gedichte eine gewisse Resignation im Hinblick auf den Stellenwert der Dichtung ablesen lässt: Die Zeit der Singvögel ist, / wie zu erwarten war, vorbei. / Jetzt pfeift die Geschichte / aus einem anderen Loch. Und scharf, wie mit der Klinge in den Himmel geschnitten, trennen sich die Wege der Krähen, liest man in *Idylle, rückwärts*, einem 2011 erschienenen Band mit Gedichten Drawerts aus drei Jahrzehnten.

*Befremdliche
Suche nach
Greifbarem*

Eine gewisse Ratlosigkeit in der lyrischen Bezugnahme auf die Geschichte lässt sich auch gut beobachten an den frühen Gedichten in *Grauzone morgens* von Durs Grünbein, der, Jahrgang 1962, schon mit diesem Band als Frühvollendeter galt und im Alter von 33 Jahren mit dem Georg-Büchner-Preis ausgezeichnet wurde. In *Grauzone morgens* findet sich das folgende Gedicht mit dem Titel »DU, ALLEIN«: »Du, allein mit der Geschichte im/Rücken, ›Zukunft‹ ist / schon zuviel gesagt, ein paar Wochen / im voraus (es gibt / keine Leere), dazwischen die / Augenblicke von Einssein mit dir / und den andern, die / seltsame Komik von Emigranten- / träumen in einer Zeit des / alles erlaubt.«

Grünbeins Gedicht umreißt in wenigen Versen, mit Verweis auf Walter Benjamins »Engel der Geschichte« und auf Paul Feyerabends »anything goes«, eine Weltwahrnehmung, aus der heraus die Suche nach Utopia ein mühseliges Unterfangen ist. Es

nimmt nicht wunder, dass Grünbeins lyrisches Sprechen in den vergangenen Jahren häufig Zuflucht in der Antike suchte, was schon der Titel seines 2012

erschienenen Bandes *Koloss im Nebel* zum Ausdruck bringt. Das geht nicht immer auf und wurde von der Kritik nicht immer mit Zustimmung bedacht. Am deutlichsten wandte sich Christof Siemes in seiner Besprechung des Bandes in der ZEIT unter dem Titel »Beim Griechen« gegen Grünbeins rückwärtsgewandte, pathosverdächtige Gedichte: »Der Fixpunkt dieser Selbstvergewisserung ist – wie stets bei Grünbein – auch in diesen Gedichten die griechisch-römische Antike. Gegen die besinnungslose Zukunftseuphorie im Treibsand der Gegenwart setzt er auf den bildungs-satten Blick zurück – da weiß das spurlos vergehende Ich zu Lebzeiten wenigstens, woran es ist. ›Illyrien lebt‹, und sei es in der Repertoirevorstellung des renovierungsbedürftigen Opernhauses. (...) Und irgend-

wann, nach all den eleganten Stilleben mit Amphoren und Degenfischen, all den Exkursionen auf den Spuren alter Größe zu bedeutsamen Orten, bleibt nichts als Überdruß an dieser Masche, jedes gegenwärtige Detail mit alter Größe kurzzuschließen.«

Wo in Hölderlins Lyrik die ungebrochen affirmativen Anleihen an die Antike ihre Glaubwürdigkeit auch zwei Jahrhunderte nach ihrem ersten Erscheinen behaupten, sieht es mit den weit ausgreifenden unironischen geschichtlichen Rückblicken in der deutschsprachigen Lyrik heute anders aus. Es scheint eine dezidiertere »Übersetzungsarbeit« vonnöten, wie sie sich etwa in Heiner Müllers dramatischer und lyrischer Antikenrezeption oder in Olga Martynovas »Verse von Rom« findet. Martynova, die 1962 im sibirischen Dudinka geboren und in Petersburg aufgewachsen ist, zog Anfang der 90er Jahre mit ihrem Mann nach Frankfurt am Main. 2012 erhielt sie für einen Auszug aus ihrem Roman *Mörrikes Schlüsselbein* den Klagenfurter Ingeborg-Bachmann-Preis. 2012 erschien auch ihr Gedichtband *Von Tschwirik und Tschwirka*. Darin findet sich der ursprünglich russisch verfasste, anschließend von Olga Martynova und Elke Erb ins Deutsche übertragene Gedichtzyklus »Verse vom Rom«, in dem Martynova in ihrem Blick auf die römische Antike eine weniger pathetische Aktualisierung gelingt: »Rom – ein Trichter, eine riesige feuchte Schnecke, / die die Bewunderung einsaugt, die Sonne speit. / Alles fliegt in diesen Schlund. Rom – der Tiegel, / die Zeit zu dünsten darin, / Rom mag zum Frühstück Kutteln: Minuten / geht hin zum Ewigkeitsladen (...).« In Martynovas Gedicht wird die Frage nach der Geschichte zu einer Frage nach der Zeit. Das Bild von der Ewigen Stadt als einem »Tiegel, die Zeit zu dünsten darin«, stellt in aller Abstraktion in Verbindung mit dem konkreten Bild der »Kutteln zum Frühstück«, der Trippa alla Romana, die für die meisten

*Bildungssatter
Blick zurück statt
besinnungslose
Zukunftseuphorie*

Besucher der Stadt eher Kuriosität denn kulinarische Verlockung sein dürften, eine Analogie her zwischen dem Kochtopf, in dem die Kutteln zubereitet werden, hin zu dem großen Kochtopf der Geschichte beim Anblick des winterlichen Roms.

Ähnlich wie Olga Martynova hat auch die 1961 in Eisenkappel geborene Maja Haderlap einen Sprachwechsel vollzogen. Sie schrieb lange Jahre in ihrer slowenischen Muttersprache und wechselte für ihren Roman *Engel des Vergessens* ins Deutsche. Im Roman, der die Geschichte einer poetischen Sprachwerdung erzählt, heißt es: »Ich bin übertoll von Sprache, von den slowenischen Wortgebilden, die ich von mir abgebe ins Leere, weil ich nichts mit ihnen anzufangen weiß. Sätze umgeben mich wie eine Dunstwolke, die aus den Büchern zu mir aufgestiegen ist. Sätze wie unverdaute Wortmoleküle, die sich frei bewegen, die ich ausatmen kann, die ich aus meiner Lunge wieder hinaus transportieren kann.« Das Mädchen, die Hauptfigur des Romans, entdeckt eines Tages das Lagerbuch der Großmutter. Es scheint, als sei gerade auch diese Entdeckung ein Impuls, selbst zu schreiben, nach der Sprache zu suchen, die das Ungesagte zu verbalisieren, mitzubefördern versucht.

In Haderlaps Gedichtband *langer transit* (2014) wird die Historizität des poetischen Sprechens in mehreren Gedichten virulent, Sprache erscheint hier als ein Medium, in dem geschichtliche Erfahrung transportiert wird, die über das subjektive Erleben hinausgeht. Das Gedicht »haus der alten sprache« etwa umkreist die Implikationen und Paradoxien eines Sprach-

wechsels: »in den fluren der sprache, aus der ich /ausgezogen bin, irren verstörte bienen. /zugvögel entleeren ihre mägen in den /von der schmähung erstürmten kammern, /als wären sie endlich zu hause, das ist dort, /wo sie einmal gewesen sind. die sprache fesselte mich an die welt, indessen, sie / sättigte nicht. biss ich sie durch, kostete / ich ihre wüstung. wenig ließ ich zurück, /wenn auch alles, was von den jahren blieb, /die ich durchkämmte. /epochale versprechen lagerten hinter ihren porösen, atrophischen /wänden, auch jenes liebliche lied, das mir /noch milch und honig verhiß, wo längst /der abriss erkennbar war. zuletzt brach ich auf. das verlassene folgte mir. /es ist am ziel angekommen, /während ich unentwegt kreise.«

Das poetische Sprechen als ein die Geschichte implizierendes Sprechen, das eine ungekannte oder zuspitzende Perspektive auf Städte, Gewohnheiten, auf die Gesellschaft erlaubt, das in seiner Bildlichkeit hohes analytisches und diagnostisches Potenzial mit sich bringt, kennzeichnet insbesondere auch das Sprechen einer Generation von Lyrikern und Lyrikerinnen, die nach dem Zweiten Weltkrieg geboren, mit dem Kalten Krieg und unter dem Vorzeichen unvereinbarer politischer Ordnungen aufgewachsen sind. Wie ein jüngst erschienenenes, von Joachim Sartorius unter dem Titel *Niemals eine Atempause* zusammengestellte *Handbuch der politischen Poesie im 20. Jahrhundert* zeigt, ist die Lyrik ein wichtiges Brennglas, das andere, nicht selten ebenso treffende Beschreibungen für historische Ereignisse findet, wie die Geschichtsschreibung selbst.



Beate Tröger

hat Germanistik, Anglistik und Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft studiert. Sie lebt in Frankfurt am Main, wo sie als freie Kritikerin vor allem für die Frankfurter Allgemeine Zeitung und den Freitag tätig ist.

troegerb@gmx.de